

### *Wie ich Max Kirschner kennenlernte*

»Mein Vater war auch Arzt, hier in Frankfurt.« Ein fast achtzigjähriger Herr saß mir im Untersuchungszimmer gegenüber und erzählte mir von der Greuelzeit der Nazis in dieser Stadt, vor denen er Ende der dreißiger Jahre gerade noch rechtzeitig in die USA hatte fliehen können. »Wir waren aus München nach Frankfurt gekommen, er hatte seine Praxis in Hedderheim.« Fred Kirschner hieß der alte Herr, der mir von seinem Vater, Dr. Max Kirschner, erzählte.

Er war mit seiner Frau Hilla auf Einladung des Magistrats der Stadt nach Frankfurt am Main gekommen. Sie hatten lange überlegt, ob sie dieser Einladung nachkommen wollten. Ihre Erinnerungen an Frankfurt waren düster. Aber sie waren dann doch gereist, und in der Gruppe der Frankfurter Juden, die den Holocaust gerade noch rechtzeitig fliehen konnten oder ihn überlebt hatten, genossen sie nun das Gast- und Besuchsprogramm der Stadt.

Sie waren in ihre früheren Schulen gegangen, die Ziehenschule und das Elisabethengymnasium, und hatten dort mit den Schülern von heute diskutiert. Jüdischer Friedhof, jüdisches Museum, Empfang der Stadt Frankfurt, gemeinsame Ausflüge der Gruppe: Nie hätte ich als einfacher Frankfurter Bürger die Gelegenheit gehabt, Fred Kirschner und später auch seine Frau Hilla, ja seine ganze große Familie in Kalifornien kennenzulernen.

Aber nun war Fred Kirschner in meiner chirurgischen Praxis, legte sich auf den Operationstisch und unterzog sich Tag für Tag der schmerzhaften Prozedur eines Verbandswechsels. Er war nämlich krank geworden, und ich hatte ihn operieren müssen. Dabei waren wir ins Gespräch gekommen. Jeden Tag ein wenig mehr. Erst auf englisch, dann mit deutschen Abschnitten, auf einmal nur noch auf deutsch. Immer mehr durfte ich erfahren von diesem geteilten, ja zerrissenen Leben. Und ich besorgte ihm ein wenig Literatur, darunter auch ein

Buch mit Berichten jüdischer Schüler Frankfurter Gymnasien in der Nazizeit. Er wunderte sich, daß mich dieses Thema so interessierte, daß ich recht viel darüber wußte, daß meine Gemeinschaftskundelehrerin mehr als ein ganzes Jahr die Nazizeit mit uns Frankfurter Gymnasiasten besprochen hatte (was für mich auch schon 30 Jahre zurücklag), daß ich ihm überhaupt so viel zuhörte, während ich ihn behandelte.

Fred Kirschner war vom Hotelarzt in meine Praxis geschickt worden. Ich fand bei ihm einen Abszeß vor, der operiert werden mußte. Das war kein großes chirurgisches Kunststück, eher ein Routineeingriff, gerade eben noch in Lokalanästhesie durchführbar. Ich mußte meinem Patienten dabei zwar auch weh tun, was ihn aber nicht wirklich mitgenommen hat.

Am dritten oder vierten Tag nach der Operation fragte er mich, warum er diese Erkrankung bekommen habe. Jeder Patient will das wissen. Ich fragte Fred Kirschner zurück, ob er sich auch eine etwas verrückte Erklärung anhören würde. Er bejahte.

Um seinen Abszeß am Brustkorb operieren zu können, hätte ich durch ein recht großes Muttermal schneiden müssen. Das soll man ja bekanntlich nicht. Also habe ich das Muttermal entfernt, danach erst konnte ich inzidieren. Nun habe ich ihm gesagt, was ich zu seiner Erkrankung dachte: Er war zurückgekehrt in die Stadt seiner Kindheit und Jugend. Voller Erinnerungen, und da sie verschüttet und vergessen waren, kamen sie alle wieder hoch. So wie die eine, eine der schlimmsten: Er sah die Festhalle am Messegelände und sah sich und seinen Vater Max, zusammengetrieben mit vielen hundert anderen Frankfurter Juden zum Abtransport nach Buchenwald. Das war vor 60 Jahren gewesen. Unter einem großen braunen Fleck an seinem Brustkorb hatte sich der Abszeß gebildet. Das war heute. Ich mußte diesen braunen Fleck entfernen. Der braune Fleck an seinem Körper mußte weg, in dieser Stadt der Erinnerungen an die braune Qual. So habe ich ihm geantwor-

tet. Das, habe ich ihm gesagt, sehe ich als Grund seiner Erkrankung. Das war keine einfache Antwort und sie hat ihn wirklich mitgenommen.

In Fred Kirschner habe ich mich in diesen Tagen auf eine eigenartige Weise verliebt. Ich kannte die Achtzigjährigen bis dahin nur als verschweigende Täter. Als großherzige, gütige, ruhige und vergebende Opfer war mir aus dieser Generation noch nie jemand gegenübergetreten. Und ausgerechnet ihm habe ich durch meine Operation mindestens ein Hemd versaut, da es zu einer heftigen Nachblutung kam. Auch das hat er mir verziehen.

Als die Behandlung beendet war, war auch der Aufenthalt der Kirschners in Frankfurt beendet. Danach schrieben wir uns Briefe und E-Mails. Und ein Jahr später machten die Kirschners wieder Station in Frankfurt, auf ihrer Heimreise von einem Besuch bei Freunden und Verwandten in Israel. Nun lernte ich auch Freds Frau kennen, Hilla Kirschner. Und sie beide waren zu Gast in unserem Haus. Diese eigenartige Liebe ergriff nun auch meine Frau und meine Kinder.

Im Jahr darauf waren wir zu Besuch in Kalifornien, lernten das Land kennen und die ganze große Kirschner-Family zwischen Los Angeles und San Francisco. Wieder ein Jahr später trafen wir uns in Jerusalem, und so ging unser gemeinsamer, neuer Weg immer weiter.

Eines Tages ging Fred Kirschner in seine Garage in San Rafael und holte einen Pappkarton hervor. Darin war ein verblichenes Manuskript in englischer Sprache: die Erinnerungen von Freds Vater, Max Kirschner. Sein Leben als Jude in Deutschland, als Kind in München, als Arzt in Frankfurt, seine Flucht in die USA und den Neuanfang mit fast 50 Jahren – alles hatte er aufgeschrieben. Dabei waren Dokumente, die ich noch nie so gesehen hatte. Der Soldatenausweis aus dem Ersten Weltkrieg. Die Doktorurkunde der Universität München. Das Verbot der ärztlichen Tätigkeit durch die Landesärztekammer Hessen und der Paß mit dem eingestempelten »J«.

Die Vermögensaufstellung, um aus Frankfurt fliehen zu dürfen.

Ich war sprachlos, fasziniert. Ich habe das alles mit nach Deutschland nehmen dürfen und es hier übersetzen lassen. Ich habe Fred Kirschner versprochen, einen Weg zu finden, die Erinnerungen seines Vaters zu veröffentlichen.

Deswegen gibt es nun dieses Buch.

Dieses Buch ist kein Tagebuch. Max Kirschner hat es geschrieben, als er längst in die USA emigriert war. Es sind Erinnerungen, die er im nachhinein ganz und gar in englischer Sprache erstellt hat, nachdem ihm alles, was er im Laufe seines Lebens in Deutschland notiert und gesammelt hatte, geraubt oder beim Transport, der Spedition und der Verschiffung, verlorengegangen war.

Nur Stationen seien markiert:

Zunächst zeichnet Max Kirschner Bilder seiner jüdischen Kindheit in München vor der Jahrhundertwende. Sein Vater, Emanuel Kirschner, war der Kantor der Münchner Jüdischen Gemeinde, ein Komponist jüdischer geistlicher Musik, verbunden mit Malern, Musikern und Schriftstellern Münchens, der weit über die Grenzen Deutschlands bekannt war und dessen Werke heute noch aufgeführt werden. Maxens Cousin, Bruno Kirschner, wurde später bekannt als der Spiritus rector des ›Jüdischen Lexikons‹, einer Enzyklopädie des jüdischen Wissens, die im Berliner Jüdischen Verlag von 1927 bis 1931 erschien. Max Kirschners Kindheit und Jugend waren geprägt von Kultur und reichen Bildungsmöglichkeiten, aber auch von einer Erziehung zur Demut im jüdischen Glauben.

Und Max Kirschners Jugend war eine deutsche Jugend. Nachdem er in München Medizin studiert und über »Die Sterblichkeit und die Todesursachen der Juden in München von 1881 bis 1908« promoviert hatte, ging er selbstverständlich zum Militär, diente seinem Vaterland im Ersten Weltkrieg mit Auszeichnung und verstand sich ganz und gar als deutscher Mann. Dennoch: als er sich einmal bei einem Frontein-

satz wegen einer Ischialgie kaum bewegen konnte, ließ er sich trotz der Schmerzen von zwei Männern auf sein Pferd heben, auch wenn ihm sein Hauptmann einen bequemeren Sitz auf dem Wagen anbot ... Darf ein Deutscher ein Feigling sein? Darf ein Jude kein Feigling sein? Der Arzt Max Kirschner ist krank, er will aber nicht krank sein, weil der Jude Max Kirschner um den Respekt seiner Kompanie fürchtet.

Nach dem Tod seiner ersten Frau und dem Ende des Krieges wurde Frankfurt zum Mittelpunkt seines Lebens. Hier gründete er seine Familie, hier arbeitete er in seiner allgemein-ärztlichen Praxis in Heddernheim, hier lebte er als aktiver Bürger in seinem Stadtteil und seiner Nachbarschaft, in der jüdischen Gemeinde, der Ärzteschaft oder auch in der Elternschaft der Ziehenschule. Und hier erlebte er mit seiner Familie den Untergang des jüdischen Lebens in Deutschland. Eine ärztliche Funktion nach der anderen wurde ihm von den Nazis annulliert, zum Schluß auch die Approbation. Seinen Sohn Fred möge er nicht mehr zur Schule schicken, bedeutete ihm der besorgte Rektor der Ziehenschule. Zuletzt dann befand er sich gemeinsam mit diesem Sohn auf dem Weg zur Festhalle, vorbei an hämischen Frankfurtern, zusammengetrieben zum Transport nach Buchenwald.

So absurd es ist: Max Kirschner hat dieses Konzentrationslager nur deswegen wieder lebend verlassen, weil die mörderische Logik der Nationalsozialisten so konsequent war, daß es zur medizinischen Behandlung der noch in der Stadt Frankfurt verbliebenen Juden jüdischer ›Behandler‹ bedurfte, denn deutsche, arische Ärzte durften Juden längst nicht mehr behandeln. Max Kirschner wurde also noch ein wenig lebend gebraucht – und er mußte seinen Sohn Fred im Konzentrationslager zurücklassen. Zu dieser absurden Nazi-Logik gehörte übrigens auch, daß Max Kirschner als Frontkämpfer, als Träger des Eisernen Kreuzes des Ersten Weltkrieges bei der Auswahl dieser Behandler ›bevorzugt‹ wurde.

Zu jenem Zeitpunkt war die offizielle Politik noch nicht

gänzlich auf Ausrottung und Vernichtung der Juden aus. Wer umgehend auswanderte, dies allerdings unter völliger Aufgabe des Vermögens und jeder Art von Beziehung zu Menschen, Heimat und Gefühl, konnte gerade noch dem Terror eines Konzentrationslagers entkommen. Hilfe, auch finanzielle, kam aus New York von entfernten Verwandten, den Fulds. So kam letztlich auch Fred Kirschner aus Buchenwald wieder ›frei‹. Die Familie Kirschner wanderte Hals über Kopf nach New York aus. Das ist natürlich ein Euphemismus: Auswanderung ist das Ergebnis einer Entscheidung, ein Willensakt. Die Familie Kirschner ist aus Deutschland vertrieben worden. Die Familie Kirschner mußte aus Deutschland fliehen. Gedeemütigt, enteignet, zerrissen und entwurzelt. Zufällig ist die Familie Kirschner nicht erschossen, toteschlagen oder vergast worden.

Max Kirschner etablierte sich in New York mit äußerster Mühe und Anstrengung wieder als Arzt. Sein Sohn Fred hingegen verzichtete zunächst auf jede weitere eigene Bildung und Karriere und arbeitete als Bote, um die schmale finanzielle Basis der Kirschners in New York festigen zu helfen. Fred traf seine Frankfurter Freundin Hilla Münzer in New York wieder, es wurde eine Liebe und eine Ehe daraus und eine große Familie mit Kindern und Enkeln.

Fred Kirschner und Hilla Münzers Bruder Hans kämpften in der amerikanischen Armee gegen Hitler. Hans Münzer fand seine Mutter Anka nach dem Krieg in Deutschland in einem Lager für ›Displaced Persons‹ wieder. Er nahm sie mit in die USA. Anka Münzer hatte Theresienstadt überlebt. Sie hat ihr ganzes weiteres Leben lang nie und mit niemandem auch nur ein Wort über das Konzentrationslager Theresienstadt gesprochen.

Max Kirschner war, wie erwähnt, Allgemeinarzt. Das war er in Heddernheim, das blieb er auch in der Zuflucht der Mainzer Landstraße als ›Behandler‹, und das setzte er in New York fort. Die Zerstörung seiner menschlichen, seiner kultu-

rellen und medizinischen Wurzeln haben seine ärztliche Identität nicht antasten können. Seine tiefe Freundschaft zu Raphael Weichbrodt, einem bekannten Frankfurter Psychiater und Autor bekannter medizinischer Lehrbücher wie des ›Handbuchs der ärztlichen Begutachtung‹ (1931) und ›Der Selbstmord‹ (1937), hat seine ärztliche Haltung geprägt und ihn lange vor vielen anderen erkennen lassen, daß der Arzt als ganzer Mensch es ist, der dem Patienten als ganzem Menschen gegenübertritt. Max Kirschner ist begeistert und fortschrittsgläubig gegenüber allen gewaltigen Fortschritten der Medizin, die er erleben konnte, aber er ist skeptisch, wenn sich der Arzt aufs Reparieren reduzieren lassen soll. Dr. Goldberg, seinen Vorgänger in seiner Praxis in Heddernheim, beschreibt er beispielsweise so: »Lange bevor die ›psychosomatische‹ Medizin auftauchte, wußten Männer wie Dr. Goldberg, daß Gefühle und emotionale Symptome zusammenhängen, daß die Atmosphäre zu Hause oder im Beruf einige Beschwerden beeinflusst. Diese Verbindung von medizinischem Wissen und dem Gefühl liebevoller Zuwendung – das macht den guten Hausarzt, den guten ›Heiler‹ aus. Für ihn (Dr. Goldberg, B.H.) ist die Ausübung der Medizin nicht vor allem ein Geschäft, sondern ein Akt des Dienens und der Hingabe. Ich kenne auch von dieser Sorte viele Männer, und ich hoffe, es klingt nicht zu anmaßend, wenn ich sage, daß auch ich mich sehr bemüht habe, in diesem Sinne ›Arzt‹ zu sein.«

Max Kirschner hat sein Leben in den USA beschlossen. Er starb am 16. August 1975 im Alter von 89 Jahren eines ruhigen natürlichen Todes.

Eine gemeinsame Reise mit seinem Sohn Fred 1963 nach Israel war für ihn nach dem Tod seiner Frau Trude noch ein großer Höhepunkt. Eine Reise nach Deutschland ist für ihn aber nie mehr in Frage gekommen. Deutschland hat er nie wiedergesehen.

So habe ich Max Kirschner kennengelernt.

*Bernd Hontschik*